

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebr., 25. Oktober 1912 (Zweiter Theil.)

Nummer 11

Welles Grab.

Von L. M. Schulze.
Dirres, bleiches Gras, im Winde
Pitternd, winkst du mit dem Gruß —
Dah' wir uns zusammenfinden,
Müdest du leise meinen Fuß.
Nächst dir weich zum Sitz mit breiten
Rücken Gras, — und flüsternd spricht
Jeder Haalm von alten Zeiten,
Und du lästst mich lästst nicht.
Immer lauter rauscht du, — reddest
Wen dich höher, — gibst nicht Ruh;
Und ich weiß, warum? — Du bedeckst
Wen mich lind für immer zu.

Das Ständchen.

Humoreske von Adolf Thiele.

Es war kein Zweifel daran, Kreutler hatte ein Geheimnis. Nicht lange aber, da entdeckte er es mit, seinem besten Freunde: er liebte.
Wir waren schon seit Jahren Freunde, schon seit der Quinta her, wo wir uns einmal furchtbar begrüßelt hatten und dann gleich Freundschaft schlossen. Jetzt freilich, als Oberprimaner, sahen wir auf jene Zeit mit Verachtung herab.

Es war eigentlich eine schöne Zeit, der Frühling jenes Jahres; das „Ochsen auf Abitur“ sparten wir uns für Herbst und Winter auf und jezt huldigten wir, da die Klasse keine großen Anforderungen stellte, dem Wummeln und dem Gefange.
Kreutler sang Tenor und ich Bariton, und so wirkten wir denn im Sängerkorps des Gymnasiums eifrig mit.

Also Kreutler gestand mir sein Geheimnis. Sie war ein junges Mädchen — in eine Witwe mit Geschäft und vier Kindern dürfte sich mein achtzehnjähriger Freund nicht verliebt haben — und sie wohnte in einer stillen Gartenstraße der Vorstadt. Nun mußte ich auch, warum Kreutler bei halbwegs nassem Wetter immer so schmutzige Stiefel hatte: wenn er Fensterpromenade machte, so bildete er nur hinauf zu ihr, und seine Füße hatten es im wahren Sinne des Wortes auszubaden.

Natürlich war ich neugierig, sie einmal zu sehen; und Kreutler, der sie schon als die Seine in Anspruch nahm, gestattete mir gütlich, auch einmal an ihrem Fenster vorbeizugehen.
Nun, es war ja ein ganz hübsches Mädchen, frisch, munter, anscheinend auch — nach Neuglein und Näslein zu urteilen — recht lustig. Daß sich Kreutler so sterblich in sie verlieben konnte, tapierte ich zwar nicht; aber wer erforscht das Wesen der Liebe? Sie hatte ein Stumpfnäschen und Kreutler einen ziemlich langen, krummen „Zinken“, wie es einmal ein Mitschüler nannte, und dies mag wohl sein Herz zu dem ihren geführt haben.

Eines Tages trat Kreutler erregt in meine Bude und rief: „Du, ich habe eine Idee!“
„Bestelle dich nicht!“ erwiderte ich gemächlich.
„Weißt du was?“ fuhr er lebhaft fort. „Wir bringen ihr ein Ständchen!“

„Deiner Logiswirtin?“ fragte ich mit boshafter Einfalt.
„Aber nein doch,“ brauste der Liebende auf, „der Dame in der Hugelgartenstraße!“

„Ach so. Na, denn los! Aber was meinst du zu einem Quartett?“
Kreutler sprang ordentlich in die Luft vor Begeisterung, dann aber wurde er wieder ruhig und zapfte sich, wie er dies in kritischen Momenten zu tun pflegte, an seinem kühn geschwungenen „Zinken“.

„Wer soll aber noch mitmachen?“ fragte er dann.
„Nun,“ sagte ich nachsinnend, „den ersten Tenor machst du, der Meyer könnte den zweiten machen, ich mache den ersten Bass, und den zweiten — großartig! — den macht Beereboom.“

„Beereboom?“ rief Kreutler mit gelindem Entsetzen.
„Aber das ist ein merkwürdiger Gegenstand: ein romantisches Ständchen mit sehnuchtsvollen Liebern, und dann Beereboom, dieser vierschrötige, fette, fetz nur kniepende Kerl mit seinem Doppellinn und seinen Schütz-Augen!“

„Entschuldig,“ sagte ich jedoch, „Beereboom singt den besten zweiten Bass auf dem ganzen Pannal, nota bene, wenn er nicht ist.“

Um uns der Verschwiegenheit der beiden Mitschüler zu versichern, war Kreutler, der ein sehr reichliches Taschengeld besaß, entschlossen, dies zu opfern und fogar noch Schulden zu machen. Meyer, ein armer Teufel, hatte Leidenschaft für Schmetterlinge, und Kreutler versprach, ihm ein großes Schmetterlingsbuch zu kaufen und es ihm am Tage nach dem Ständchen zu überreichen.

Meyer machte also begeistert mit. Beereboom wurde mit anderem Speck gefangen: ihm wurde besprochen, daß er während der Proben hinterher

so viel Bier und Zigarren haben sollte, wie ihm zu vertilgen nur möglich wäre. Beerebooms Neuglein wurden bei dieser Aussicht noch kleiner als sonst, ein Zeichen, daß er glücklich war.

Nun handelte es sich um die Lieber. „In einem kühlen Grunde?“ fragte der unglückliche Liebende.
„Ach, das alte Mährchen ist schon zu abgeleiert!“

„Heidenröslein?“
„Das hat schon zu oft geblüht!“
„Männchen von Tharau?“
„Ach, das gute Männchen ist schon viel zu abgedroschen!“

„Weißt Du, wir nehmen Schuberl's: „Ich hört' ein Bächlein rauschen.““
„Famos!“

„Ist denn keine Linde in dem Garten?“ fragte Meyer sanft.
„Ja, es ist eine da!“ erwiderte Kreutler.

„Dann können wir also noch: „Ach Du Karblauer Himmel!“ nehmen, sagte Meyer, weil da der Sänger das Liebchen unter dem Lindenbaum stehen sieht.“

„Nun aber noch etwas Melancholisches!“ schlug Kreutler vor.
„Melancholisches?“ mischte sich der bide Beereboom ein. „Da singen wir: „Keinen Tropfen im Becher mehr!““

„Ach, Unsinn!“ sagte der aufgeregte Kreutler tolerant. „Wir dürfen doch beim Ständchen nicht ans Trinken denken!“

Beereboom erschrak bei dieser Zumutung, schenkte sich ein großes Glas voll mit dem Gefangsprobe = Freibier und schüttete es hinunter.
„Wie wäre es denn mit: „Spinn, Spinn?“ fragte Meyer harmlos.

„Nein,“ rief ich, „da heißt es: „Niemand kam ein Freiermann.““ Das könnte sie übernehmen, denn sieh bleiben will keine!“

Endlich wurde nun als drittes Lied: „Es liegt ein Weiler fern im Grund“ gewählt, und nun ging's ans Lieben. Wir waren wirklich feistig, Kreutler aus Begeisterung der Liebe, ich aus Freundschaft zu ihm, Meyer „von wegen“ des Schmetterlings-Buches, das schon beim Buchhändler bestellt worden war, und Beereboom „von wegen“ des Freibieres und der Gratis-Zigarren.

Aber nicht nur in meiner Wohnung übten wir — Kreutler hätte sich, als echter Liebender, in der feinsten zu sehr geniert, — sondern auch im Freien.

Einmal stellten wir uns im Halbdunkel leise vor einem einfachen Hause auf, das anscheinend unbewohnt war, und wollten eben beginnen, als aus einem Fenster plötzlich das Gesicht eines Büdlings heraus- und mitten in das Quartett hineinfiel.

Statt der süßen Lieber erscholl nun ein mächtiges Schimpfen, wobei Beerebooms Stentorstimme besonders hervortrat; wir waren dem unbewussten Spender der Büdlings-Reliquie so ziemlich den ganzen zoologischen Garten an den Kopf.

Endlich war nun das Quartett prächtig eingeklungen, und am bestimmten Abend um zehn Uhr schlichen wir der stillen Hugelgartenstraße zu.

Auf unser Zureden: „Darf endlich Beereboom die Gratis-Zigarre fort, dagegen mußten wir Mayer erst einfangen, als er mit einem in der schönen Juninacht umherstreichenden Nachtfalter dasselbe tun wollte.“

Als wir an das einzeln liegende Haus herantreten, sahen wir, daß das erste Stockwerk, in dem die Angebetete unseres Freundes und ihre Mutter wohnten, hell erleuchtet war. Wir stellten uns nun an einem dunklen Ort auf, Kreutler schlug mit der Stimmgabel an einen Baum, Beereboom räusperte sich, daß ein paar schlafende Sperlinge erschreckt aufflogen und der Liebende ganz zornig wurde.

Gleich darauf erklang: „Ich hört' ein Bächlein rauschen,“ und die munter dahingleitende, graziose Melodie zog durch die stille Nacht.

An dem erleuchteten Fenster erschienen einige Köpfe, verschwanden aber wieder; man lauschte in Stille.

„Nun recht gefühlvoll!“ flüsterte uns Kreutler zu, und es erklang durch die Nacht: „Es liegt ein Weiler fern im Grund,“ wobei Kreutler das „D Röslein jung, o Röslein schön“, besonders feierlich hervorhob.

Nun erschienen die Köpfe wieder am Fenster und lauschten weiter; und als wir geendet hatten, hörten wir Rufe der Bewunderung ertönen. Dies ermutigte uns, und mit frischer Kraft stimmten wir an: „Ach, Du Karblauer Himmel.“ Bei der Stelle: „Und da sah ich mein Lieb unterm Lindenbaum seh'n“, trat Kreutler ganz kühn vor und schmetterte die Stelle nur so hinauf zu den Fenstern.

Das fröhliche Lied ertumerte auch die Zuhörer, und eine weibliche Stimme rief: „Wie schön, wie wunderschön! Möchten Sie nicht noch ein Lied singen?“

„Das ist sie!“ flüsterte Kreutler bebend. „Was wollen wir aber nun singen?“

Da war guter Rat teuer, denn wir hatten nur die drei Lieber eingeübt. „Laßt mich nur machen!“ sagte da Beereboom; allein trat er vor und stimmte mit seinem etwas beiseren Bass an: „Im tiefen Keller sit' ich hier.“

Vergeblich wollte ihn Kreutler zurückhalten, unter dem Gelächter der Zuhörer sang der Bassist weiter. Als er geendet hatte, erschien ein älterer Mann in der Tür, trat höflich grüßend auf uns zu und fragte: „Mit wem habe ich denn die Ehre? Dem haben wir denn den Genuß zu danken?“

Kreutler wurde von uns anderen vorgehoben und stammelte: „Emil Kreutler, Gymnasialist!“

„Und Ihre Wohnung, Herr Kreutler?“ fragte der Herr freundlich weiter.

„Oberstraße 19!“ flüsterte Kreutler zurück, und dann zogen wir, von den Leuten an den Fenstern herzlich begrüßt, nach Kreutler's Wohnung.

Meyer erhielt sein Schmetterlingsbuch, Beerebooms Vorkauf, noch einmal einzutreten, wurde von Kreutler durch Ueberreichung eines Halbers beschwichtigt, und der Ewigdurstende verschwand, um seine Stammneige aufzusuchen.

Als ich bald darauf ebenfalls ging, flüsterte mir Kreutler entzückt zu: „Es muß Eindrud auf sie gemacht haben, auch Beerebooms Taktlosigkeit konnte dies nicht zerlören! Ueberhaupt — sie hat mich in letzter Zeit immer so liebt angeblickt; glaube mir, sie — liebt mich!“

Am nächsten Tage in der Klasse zeichnete Meyer heimlich unter der Beicht Schmetterlinge, und Beereboom sprach sehr heiser, Kreutler dagegen schloß.

Mittags eilte ich zu ihm und fand ihn totlich und ganz getnickt auf seinem Zimmer.

„Was hast Du?“
„Was ist Dir?“
rief ich teilnahmsvoll.

Der Zusammengefunkene wies auf einen zerknitterten Vogen, der auf der Erde lag. Ich las:
„An den Herrn Gymnasialisten Emil Kreutler!“

Meine liebe Braut hat mich gebeten, Ihnen und Ihren Kollegen schönen Dank zu sagen für das schöne Ständchen am Verlobungs-Abend. Verbündlichst danke, es hat mich sehr gefreut, für Ihre Bemühung erlaube mir, Ihnen ein kleines Geschenk zu senden, bitte, nicht über nehmen, und wollen Sie ein Glas Wein auf die Gesundheit meiner Braut trinken.

Mit Achtung, Gustav Weichbrod, Installationsgeschäft.“

Ich mußte hell aufschauen, und als ich mich umwandte, sah ich, daß der unglücklich Liebende sein Haupt stöhnend in den Döckbet vergrub. Tröstend hob ich ihn empor und sang ihm zu: „Laß singen, Gesell, laß rauschen, und wandere fröhlich nach! Es geben ja Mühlenräder in jedem klaren Bach!“

Opium.

Von Louis-Frederic (Saubage).

„König!“ — Der Kapitän For schlug mit seiner kräftigen Faust auf den Tisch — so heftig, daß die Gläser klirren und durch die halboffene Tür, die zu dem Aufwaschraum führte, ein Boy mit erschreckten, einfältigen Augen hereinblickte und dann, an seinem Keller weiter trocknend, näher schritt. „König“, sagte der Kapitän noch einmal. Und das war augenscheinlich ein kritischer Befehl, denn ohne ein weiteres Wort abzuwarten, brachte der Boy ein neues Glas Whisky und eine Flasche Soda, deren Kapsel er aufsprangen ließ.

Aber weshalb soll ich Ihre Aufmerksamkeit durch derartig belanglose Einzelheiten erwidern? Der Kapitän For kennen Sie ganz sicher überhaupt nicht, und von den Teehäusern Singapores haben Sie vermutlich auch nur eine recht nebelhafte Anschauung. Stellen Sie sich also einen niedrigen, dreißig Fuß langen und zwölf Fuß breiten Saal vor, dessen Wände mit Strohmatten ausgelegt sind, und an denen sich kleine Tische und Bänke aus Holz entlang ziehen. Da die Nacht hereinbrach, so brennen bereits große Laternen aus Reispapier, das die Wände der Lichtstrahlen dämpft. Die Luft ist drückend von den schweren Opium- und Wacholderbranntweindüften, so drückend, daß auch der gesunde Geruch des Steinkohlenteers, der durch eine auf die Reede hinausgehende Verandatür hereinströmt,

jene herben Dünste nicht zu vertreiben vermag. Und selbst die nächtliche Abkühlung vermag der brütenden Hitze dieses Saals nichts anzuhaben.

Auf dem Abhang dreier Hügel schiebt die „Stadt der Löwen“ ihre fünfundsiebzig Stadtviertel übereinander auf, und wenn Sie sich über das Bambusgeländer beugen und die Strohdachhänge ein wenig entfernen, so sehen Sie die ungeheuer große Stadt, in der alle Menschenaffen durcheinander wimmeln, den gigantischen, von Speichern tief beschatteten und mit Mastwurf überfüllten Häfen, den langen Stieg und den großen Leuchtturm aus grauem Stein.

Schauen Sie hin, — die Nacht scheint aus den Wogen emporzusteigen. Die großen Inseln in der Meerenge liegen ruhig wie schlummernde Alligatoren da. Die elektrischen Bogenlampen leuchten anfangs zaghaft, allmählich immer deutlicher auf und die verworrenen Klageklänge, die mit der tiefer sinkenden Dunkelheit zunehmen scheinen, werden durch die Arbeit der Menschen und das ewige Geräusch der Wogen hervorgerufen.

Aber Sie können Ihre Blide nicht von Kapitän For abwenden. Wie Sie ihn heute da vor sich haben, so habe ich ihn oft schon in diesem selben Teehaus, vor demselben Tische, zwischen einer Karaffe Whisky und Seltenerwasserflaschen sitzen sehen. Er trank bedächtig, ohne jede Hast und ohne Schwäche, als wahrer Herr der Stunde. Und sobald er den letzten Schluck hinuntergeschossen, schlug er mit der Faust auf den Tisch und stieß immer denselben Ruf aus, diesseits kurze, klingende „König“, das die Vertrauten des Hafens so gut kennen.

Sie sagen, daß er ein gewöhnlicher Trunkenbold sei? Sehen Sie sich die Kapitäne Kapitän For ein wenig aufmerksamer an. Bierzig Jahre der Seefahrt haben sein Gesicht wie ein altes Stück Leder geerbt, und seine rasierte Oberlippe und der kurze Bart, der sein Gesicht wie mit einer Kränze umgibt, unterscheiden ihn recht wenig von den anderen Seebären, die Sie kennen mögen. Ich gebe zu, daß seine Miße mit der Silbertrasse und seine weite Jade von gewöhnlicher Art sind. Aber betrachten Sie, bitte, seine Augen. Wie seltsam ist der Blick, der unter den halbgeöffneten Augenlidern hervorstrahlt! Er läuft langsam an den Dingen entlang, nimmt sie ganz in Besitz und ist plötzlich spitzig wie eine Flamme, und plötzlich wieder ebenso ermattet. Es ist, als ob alle Reflexe der Meere, aus denen er die vielen Jahre geruht hat, in ihm nachzittern. Von Kindheit an hat For kein anderes Vaterland gehabt als die Schiffe, die ihn, ein Spiel der Wogen und der Winde, davontrugen. Ich vermute, daß es keinen Ozean gibt, den er nicht als Schiffsjunge, Matrose, zweiter oder erster Kapitän durchschiffte hat. Ob seine Schiffsladungen nun Holz, Spezereien, verbotene Waren, Alkohol, Petroleum oder Menschenfleisch waren, er hat sich allem angepaßt. Wenn die Sprühregen seine Haut hart und widerstandsfähig gemacht, so haben die Säbel bei der Landung sie dafür bisweilen geteilt. Seine Abenteuer sind unzählbar. Die alten Stammreisenden des Stillen Ozeans kennen ihn alle und erzählen gern, mit verbaltener Stimme, wie er fast durch ein Wunder einer Schlinge entklimpft, die sich ihm auf der äußersten Spitze einer Segelstange um den Hals wand, so daß er bereits hin und her baumelte. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Wenn ich Ihnen diese Einzelheiten anvertraue, so geschieht es, damit Sie ihn um so schneller kennen lernen. Treuen Sie übrigens ohne Furcht näher: er ist heute abend fürchterlich betrunken. Und zeigen Sie auch keine Ueberraschung über den großen, braunen Fled, der seine Jade bedeckt. — Der Boy brachte ihm einen neuen Whisky. Der alte Seebär schien ganz in die Betrachtung eines Lacktäschens verfunken, das er mit seinen ungeschickten Fingern leise betastete. Als er mich erkannte, ließ er die kleine Schachtel mit seltsamen Lächeln in seiner Tasche verschwinden, und als ich ihm mit ausgestreckter Hand entgegen trat, sagte er mit dumpfer, unsicherer Stimme: „Ich werde jene Spezerei nun nie mehr rauchen, Gentleman.“

Er wendete sich einem Augenblick lang an meinem Erstaunen, dann glitt wiederum jenes seltsame Lächeln wie ein Schauer über sein Gesicht. Er rückte dicht an mich heran, und ein Dunst von Whisky stieg mir in die Nase.

„Das ist ein ganz unwiderrufbarer Entschluß“, fuhr er in einem sehr bestimmten Tone fort, der bei dem betrunkenen Mann um so überraschender wirkte. Er lehnte sich auf die Bank zurück, verfenkte die Hände in seine Taschen und begann still zu lachen, so herzlich, daß alle Muskeln seines Gesichtes zu bebden schienen. Der Kapitän For war ein leidenschaftlicher Opiumraucher, und bei unzähligen Gelegenheiten schon war ich mit dem Fuß an ihn gestoßen, wenn er gefühllos auf einer Strohmatte ausgestreckt lag und die kurze Bambuspfeife noch in seinen gekrampften Fingern hielt. Der beständige übermäßige Genuß des Whisky allein erklärte es, daß er den durch eine so verhängnisvolle Gewohnheit bedingten Folgen nicht unterlag. Alkohohl ist in der Tat das sicherste Gegenmittel für Opium. Wie sollte ich mir also vorstellen, daß der Kapitän so plötzlich auf die tyrannische aller Begierden verzichtet wollte! — „Die Spezerei“, wiederholte er.

Er tat, als ob er ein wenig Opium nähme und es zu einer Kugel knete, dann deutete er einen Rasenflüßchen an. — „Es verhält sich wirklich so“, entschied er, „ich werde nicht mehr rauchen.“ Er legte seine behaarte Hand auf den Tisch und ich sah, wie seine Augen sich fest auf den großen Fled hefteten, der seinen Armel durchnäht hatte. Er leerte sein Glas auf einen Zug.

„Passen Sie genau auf“, flüsterte er mir vertraulich zu. „Den echten Chandoo finden Sie fast nirgendwo anders mehr als in Singapore, Gentleman, — und das nur bei einer tüchtigen Aufhäufung von Pfastern, — mitten im Chinesenviertel, bei dem Händler Pha-Tschin, den Gott verzeihen möge!.. Überall sonst ist es nur eine nachgemachte Masse, die mit Zusätzen oder Zenko gemischt und höchstens gut genug ist, um von den Offizieren der Flotte geraucht zu werden. Sie werden mir zugestehen, daß ich mich als dreißigjähriger Opiumraucher darauf verstehe. Pha-Tschin bewohnt die sechste Hütte des engen Gäßchens, das hinter einem Tempel mündet.“

Seine Blide fielen auf seinen Armel zurück. Dann erhob er die Augen mit plötzlichem Blick.

„Ich muß Ihnen gestehen, Gentleman, daß meine Brigg „Galoon“ momentan mit einem zwanzig Fuß tiefen Riß im Leibe auf dem Trocknen ist. Die Brandung bei den Inseln ist ihr unheilvoll geworden, und wäre es um drei Daumenlängen tiefer gewesen, so wären wir sentsrecht hinuntergefahren!“

Der Kapitän las in meinen Augen, daß ich diese Aufschwefung nicht recht zu erklären wußte.

„Verstehen Sie mich recht“, sagte er, „das Fahrwasser ist mir vertraut, und ich könnte mit geschlossenen Augen in Singapore einfahren. Doch in jener Nacht habe ich meine übliche Ration Whisky nicht in mir gehabt und hatte zuviel Opium geraucht. Eine Bewegung der Leckstange — und ich hatte meinen Zweimaster auf die Riffe aufgehoben. Verstehen Sie mich, Gentleman? Der Chandoo hatte meinen Blick getrübt. Da beschloß ich, jenes Gift nie mehr zu rauchen... niemals mehr!“

Er füllte sein Glas von neuem.

„Und Sie haben Ihr Wort gehalten, Kapitän?“

Er sah mich mit seinen unklaren Augen ins Gesicht und betrachtete einen Augenblick lang seinen beschmutzten Armel.

„Dazu müßte ich erst die Begier des Rauchens töten!“ flüsterte er mit leiser Stimme.

Er winkte mir hastig mit einem Finger.

„Kommen Sie ein bißchen näher... noch näher! Sie erfassen es doch, nicht wahr? Man sagt: „Ich werde nie mehr rauchen!“ und trotz aller Schwüre führt die Spezerei Sie immer wieder in Versuchung. Die Begierde ist da, sie nähert sich, nimmt Besitz von Ihnen und ihre getrümmten Finger packen Sie an der Kehle. Sie können Ihre Pfeifen zerbrechen und Whisky trinken, so viel Sie nur wollen, die Begier bietet Ihnen die Seiten. Sie wenden sich ab, ein sonderbarer Gesmach ist auf Ihrer Zunge... Sie schließen die Augen — da erscheint Ihnen Pha-Tschin in seinem gelben Gewande mit einem Opiumtäschchen in der Hand... Was soll man tun, so lange man seine Begier nicht getötet hat?“

Er brach in ein seltsames Lachen aus, das ich seiner Trunkenheit zuschrieb.

„Eines Abends“, fuhr er fort, „ist dieser Gedanke mir gekommen, und wenn ich es mir überlege, so war es ein sehr seltsamer, eigentümlicher Gedanke. Ich hatte schon drei Tage lang nicht geraucht, und das verdammte

Gesicht des Opiumhändlers verfolgte mich ohne Unterlaß. Da mein Gesicht mich nicht mehr losließ, so mußte ich wohl schon zu einer List greifen... Pha-Tschin ist der einzige, der den echten Chandoo verkauft, und sein Haus, ich sagte es Ihnen bereits, ist das sechste des engen Gäßchens. Als die Nacht herabgesunken war, schlug ich dreimal laut an seine Hütte... Pha-Tschin öffnete die Tür, und der Schein einer Laterne offenbarte mir seine erschreckten Augen in seinem Melonengesicht. „Ah, ah! Kapitän, Sie kommen nach Chandoo?“ Seine Stimme nahm einen verführerischen, geheimnisvollen Klang an. „Ich habe da ein Kräftchen voll frisch gerösteter, noch flüssiger Ware. Fünfzig Pfaster, um nichts billiger! Sie haben einen solchen Pflanzenausgang noch nie gekostet!... Sie verstehen mich doch, Gentleman: dieser plattgedrückte Kräftchen, der in seinem gelbseidenen Gewande vor mir stand, war für mich die lebensbegewordene Begierde! Ein groß geöffnetes malaisches Dolchmesser war in meinem Armel gesteckt. Und wenn Pha-Tschin gestorben war, wer konnte mir dann wirklich noch Opium liefern?“

Ich schauderte, während ich mich über den Armel meiner Jade beugte; dann berührte ich den Fled mit meinem Finger.

„Kapitän“, sagte ich, „ist dies hier nicht Blut?“

Er sah mich mit stumpfsinniger Miene an.

„Wirlich“, erwiderte er, „das ist Blut, und der gelbe Dämon ist zusammengebrochen, ohne noch einen Ton von sich gegeben zu haben!... Aber die Begierde quälte mich immer noch, und diese Begierde, Gentleman, hätte ich töten müssen!“

Seine Augen hasteten immer noch wie festgenagelte Masse, die mit schmutzigen Jade. Dann schüttelte er den Kopf und neigte sich langsam zu mir, bis er mir ins Ohr sprechen konnte.

„Die Begierde lebte noch, nicht wahr? ... Da bin ich über den Körper hinweggeschritten und habe die Hände ausgestreckt wie ein Dieb. Ich wußte, daß das Chandoo sich in dem kleinen Schwanke, sorgfältig in ein Lacktäschchen verschlossen, befand. Tausend Schritt ich vorwärts, denn die Laterne war erloschen, aber die Begier leitete meine Hände... Und plötzlich schlangen sich Finger um meine Beine, und Zähne schnappten nach mir. Ich mußte mit dem Wfsatz zuschlagen, schlagen, immer weiter schlagen... Ich hielt das Kräftchen eng an meine Brust gedrückt und erhob meinen schweren Stiefel. Der verfluchte Händler söhnte, ich schlug stärker zu, und bald konnte ich das Gäßchen erreichen. Das Lacktäschchen hielt ich immer noch, und in ihm befand sich wirklich das Chandoo, und welches Chandoo, mein Kamerad!... Aber sehen Sie selbst!“

Er öffnete seine Jade mit zitternder Hand, und langsam, leidenschaftlich, zog er eine kleine Schachtel und einen malaisischen Dolch hervor, der noch ganz feucht von Blut war. Dann öffnete er vorsichtig den Deckel und stieß mit der Spitze des Dolches in das Chandoo, zog die Klinge zurück und ließ die Masse hinausfliegen... Am folgenden Morgen erfuhr ich, daß man tatsächlich „den platten Kräftchen im gelben Seidengewand“ ermordet habe. Es war wirklich kein Blut gewesen. Man fand Pha-Tschin mit durchschnitener Kehle und zertrümmertem Kopfe in seiner Hütte... Aber es handelte sich ja nur um einen Chinesen, und wie gewöhnlich schrieb man diesen Mord irgend einer geheimen Gesellschaft zu.

Das Geheil.

Professor Kapff = Essenther, der berühmte Nervenarzt, hatte eine Irrenanstalt einen Besuch ab; unterwegs gestellte sich ein Herr zu ihm, der ihm über allerhand Einzelheiten so trefflich Auskunft erteilte, daß der Herr Professor sich über sein gründliches Wissen sehr erkundete. Als er sich dann von dem Manne verabschieden wollte, flüsterte der ihm geheimnisvoll zu:

„Herr Professor, würden Sie mir einen Gefallen erweisen?“

„Aber gewiß, sehr gern. Was wünschen Sie?“

„Geben Sie vielleicht ein Stück Toast bei sich?“

„Ein Stück Toast?! Was wollen Sie denn damit?“

„Ich bin nämlich furchtbar müde und möchte mich gern sehen. Da ich aber ein Geheil bin, kann ich mich doch nur auf ein Stück Toast setzen!“

Und der Herr Professor verabschiedete sich schleunigst mit der Erklärung, daß er das Gewünschte holen würde.